Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 31 (1927-1928)

Heft: 20

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : durch die Stromschnellen des Napo : Tierleben im Urwald [Fortsetzung]

Autor: Hintermann, H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669300

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ger Zeit noch ein Städtchen; das gräfliche Schloß mit den stolzen Strebepfeilern an den hohen Mauern drohte freilich schon den Verfall und war nur noch von einem Amtmanne bewohnt. Im Schloßgarten trieben die verschnittenen Hainbuchen und Linden bereits wilde Sprossen über die geraden Linien der alten Gartenkunst hinaus, da seit Jahren keine Schere mehr über sie gekommen. Das Städtchen liegt tief im Talgrund, und die Höhen ringsum sind ödes Heideland, mit Basaltblöcken übersät, zwischen denen niederes Gebüsch verstreut ist — eine rechte Westerwälder Landschaft. Und heute hatte der Regenhimmel noch seinen grauen Ton darüber gebreitet, daß der öde Grund wie gemacht war für die Szene, die sich jetzt auf demselben entwickeln sollte.

„Schau!" rief der Stadtpfeifer seinem Weibe zu, indem er an das Fenster des Wirtshauses trat, wo sie eben eingestellt. „Dort kommen unsere Leute den Berg herabmarschiert!"

Und in der Tat sah man die Dillenburger Besatzung langsam in das Tal einrücken. Es waren etwa noch dreihundert Mann. Die Gemeinen hatten kein Gewehr, nur ihre Tornister hatte man ihnen gelassen; die Offiziere dagegen durften noch den Degen tragen; zwei bedeckte Wagen hatten die Sieger den Kapitulierenden gleichfalls mitzunehmen gestattet, und diese kargen kriegerischen Ehren waren alles, was die tapfere Mannschaft durch vierzehntägige heiße Gegenwehr sich erringen konnte. Das ungünstig gelegene Bergschloß war nicht länger mehr gegen die gut gestellten Kanonen des Ingenieuroberstenfiley zu halten gewesen; gestern abend war es mit Kapitulation übergegangen. Neben der Linde, darunter einst Wilhelm der Verschwiegene, der große Oranier, über die Befreiung der Niederlande Rats gepflogen, war jetzt die Fahne mit den Lilien aufgepflanzt. Der Oberst von Dörings, ein mannhafter hannöverischer Kavalier, der die Verteidigung geleitet, durfte mit dem Reste der Besatzung zu dem verbündeten Heere ziehen. So erzählte der Wirt, den die Soldaten auch ans Fenster gelockt hatten.

„Das ist des Kriegs Lauf und der Welt Lauf!" sprach der Stadtpfeifer. „Die braven Kerle haben getan, was menschenmöglich war, und am Ende mußten sie doch die Schlüssel zu ihres Herrn Haus dem Feinde übergeben und ohne Gewehr abziehen! So geht es uns allen, auch wenn wir keine Soldaten sind."

„Ganz gewiß!" fiel Christine ein. „Aber sind jene Burschen brav, dann wird auch jeder sein Gewehr schon wieder finden und nachher noch einmal so tapfer streiten. Wenn's hart an uns geht, Heinrich, und wir meinen, es wäre gar vorbei, dann sind wir allemal erst recht stark. So ist mir's immer im Sinn gewesen. Als ich noch ein klein Ding war, da wollt' ich selten vor die Tür beim schönen Wetter. Wann aber ein großer Wind kam und Regen, Schnee oder Schloßen, dann lief ich draußen herum und hatte meine Freude, mich peitschen und zausen zu lassen. Je wütender es windete, je fester pflanzte ich mich in den Boden hinein. Und wenn mich dann der Vater schalt und zornig fragte, was ich bei dem Gestürm draußen zu suchen habe, konnt' ich ihm nichts anderes antworten, als daß es doch gar so schön sei, mit Wind und Wetter zu streiten. Seht die Soldaten da drüben gehen jetzt auch in Wind und Wetter; sie werden schon wieder ins Trockene kommen."

„Man merkt's, Frau Stadtpfeiferin, daß Ihr erst vierundzwanzig Stunden verheiratet seid," sprach der Wirt lächelnd. „Wenn Ihr über Jahr und Tag wiederkommt, dann wollen wir weiterreden von der Lust an Sturm und Regen. Vielleicht zieht Ihr dann doch ein wenig Sonnenschein vor." (Fortsetzung.)

Im Reiche des Sonnengottes.

12. Kapitel.

Durch die Stromschnellen des Napo. Tierleben im Urwald.

Von Dr. H. Hintermann. (Fortsetzung.)

Es mochten gegen zwanzig Personen, Männer, Frauen und Kinder, sein, die uns bei unserer Landung am Ufer entgegen gelaufen kamen. Wir banden das Kanu fest und begleiteten sie bis zu ihrer am Waldrand befindlichen Hütte. Diese war viereckig, etwa zehn Meter lang und sechs Meter breit. Da die Seitenwände vollständig fehlten, bestand die ganze Behausung eigentlich nur aus den vier Eckpfählen und dem darauf ruhenden pyramidenförmigen Dach. Hängematten waren keine zu sehen, dagegen versahen eine Anzahl niederer Bambus-

pritschen ohne irgendwelche Decken die Stelle von Betten. Auf einer dieser Pritschen lag ein älterer nackter Indianer, offenbar das Oberhaupt der Familie. Sein Gesicht hatte einen beinahe tierischen Ausdruck und zum Willkomm hielt er mir eine halbgefüllte Kürbisschale mit Zuckerrohrschnaps hin. Auch die andern Glieder der Familie hielten ähnliche Gefäße mit gleichem Inhalte in den Händen, und auf dem Boden wälzten sich zwei etwa fünfjährige Kinder, beide sinnlos betrunken. Angewidert durch den ekelhaften Anblick dieser Schnapssäufer, nahm ich das mir angebotene Gefäß und leerte dessen Inhalt auf den Boden. Damit hatte ich natürlich die Sympathie der Leute zum vorneherein verscherzt. Zwar gelang es mir, einige interessante völkerkundliche Gegenstände von ihnen einzutauschen, allein die ganze Gesellschaft wurde nun so frech und zudringlich, daß ich alle Mühe hatte, mir die Leute vom Leibe zu halten. Da ihre Haltung immer feindseliger wurde und meine eigenen Begleiter diesem Treiben mit offenbarer Schadenfreude untätig zusahen, konnte nur ein schleuniger Rückzug nach dem Flusse einen ungemütlichen Zusammenstoß vermeiden.

Mit ein paar kräftigen Püffen bahnte ich mir einen Weg nach dem Boote und kam eben dazu, wie zwei halbwüchsige Burschen im Begriffe waren, meine Kiste zu durchwühlen. Auf meine wütenden Zurufe stoben sie davon und ich sprang ins Boot, während meine Yumbos noch unschlüssig am Ufer standen. Fest entschlossen, nötigenfalls auch ohne sie wegzufahren, bedeutete ich ihnen durch Zeichen, sofort einzusteigen. Als sie noch zögerten, stieß ich ohne weiteres ab, worauf sie eiligst ins Wasser sprangen und ins Boot kamen. An ihrem lässigen Rudern aber merkte ich, daß ihnen die beschleunigte Abreise alles andere als angenehm war. Zum Glück kamen wir bald in die Mitte des Flusses, wo uns die stärkere Strömung rasch abwärts führte. Obschon es schon anfing zu dunkeln und schwere Regenwolken den Himmel verdüsterten, zwang ich die Ruderer, weiter zu fahren, um möglichst weit außer Bereich der eben verlassenen unangenehmen Gesellschaft zu kommen.

Nachdem wir gegen zwei Stunden mit der Strömung rasch abwärts getrieben waren, kam eine große Sandbank in Sicht, die zum Lagern geeignet schien. Als wir das Kanu ans Land gezogen hatten, bemerkte ich, daß ein Pfad von dem Ufer nach dem Walde führte und in einiger Entfernung erblickten wir durch das Dunkel den Schein eines Lagerfeuers. Da ich natürlich wissen wollte, wer in der Nähe sei, und zugleich hoffte, unsere spärlichen Nahrungsmittelvorräte ergänzen zu können, gingen wir möglichst lautlos auf die Helligkeit zu. Nach etwa fünf Minuten kamen wir zu einer Lichtung, auf der mehrere Hütten standen. Um das Feuer, das wir gesehen hatten, saßen zwei ältere Indianer, die erschreckt aufsprangen, wie sie mich mit dem Gewehr in der Hand daherkommen sahen. Als ich ihnen jedoch einige Glasperlen und sonstige Kleinigkeiten schenkte, wurden sie bald wieder ruhig und holten auf unser Zeichen, daß wir hungrig seien, rasch einige Mandiokaknollen und Bananen herbei, mit denen wir zu unserem Lager zurückkehrten. Bald brannte auch dort ein kräftiges Feuer und da wir den ganzen Tag über noch nichts gegessen hatten, verbreitete der angenehme Duft des gebratenen Mutums bald eine wohltuende und versöhnliche Stimmung. Immerhin schien es mir, sowohl im Hinblick auf den etwas zweifelhaften Charakter meiner Begleiter, als namentlich auch nach den Erfahrungen der letzten Nacht zweckmäßiger, wenn ich mein Nachtlager statt in der Hängematte im Boote selbst aufschlug.

Die Indianer, die wir eben gesehen, hatten einen recht guten, nüchternen Eindruck gemacht und so beschloß ich, die Niederlassung am folgenden Tage wieder zu besuchen und wenn möglich einige Tage bei den Leuten zu bleiben. Allein wie so oft sollte es auch diesmal anders kommen, als ich geglaubt hatte. Während meine Begleiter noch am Feuer saßen und miteinander offenbar etwas Wichtiges besprachen, legte ich mich im Boote nieder und stellte mich, als ob ich schliefe. Dabei aber hatte ich meine Stellung so gewählt, daß ich jede Bewegung der Yumbos genau verfolgen konnte. Ihr Gespräch war längst verstummt und das Feuer beinahe heruntergebrannt, ohne daß sie irgendwie Miene gemacht hätten, sich ebenfalls zum Schlafen nieder zu legen. Dies kam mir ziemlich verdächtig vor und ich ließ die Winchesterbüchse nicht aus der Hand. Allein Stunde um Stunde verging und die drei rührten sich nicht. Da, es mochte nach meiner Schätzung etwa zwei Uhr morgens sein, standen sie plötzlich auf und verschwanden lautlos im Walde. Schon wollte ich sie zurückrufen, da besann ich mich rechtzeitig eines bessern und ließ sie ziehen.

Dieses sang- und klanglose Verschwinden konnte allerlei bedeuten. Sicher war jedenfalls, daß sie nach der Niederlassung gingen, wo wir am Abend die Lebensmittel eingetauscht hatten. Allein was wollten sie dort? Um einen bloßen Freundschaftsbesuch zu machen, wartet man doch nicht bis morgens zwei Uhr. War es auf meine Habe abgesehen, die sie mit Hilfe der andern zu erbeuten hofften (wobei ich natürlich der Nachforschungen wegen verschwinden müßte!) oder bewegten sich die drei nur auf „lichtscheu krummen Liebespfaden"? Die Zeit allein konnte dieses Rätsel lösen. Auf alle Fälle war es dringend nötig, daß ich wach blieb. So legte ich mich denn, das Gewehr im Anschlag, wieder im Boote nieder und spähte angestrengt durch das Dunkel nach dem Waldrande hin. Allein Stunde um Stunde verging, nichts rührte sich. Über den Fluß selbst begannen sich dichte Nebel zu lagern und machten das Aufpassen noch mühsamer. Mehrmals war ich schon, von der Müdigkeit überwältigt, eingenickt und hatte wiederholt versucht, mich durch starkes Kneifen in die Arme wach zu halten. Allein als es zirka vier Uhr war und sich immer noch nichts zeigen wollte, schlief ich schließlich regelrecht ein. Etwa eine Viertelstunde mochte ich so gelegen haben, als mich ein plötzlicher, heftiger Ruck, der durch das Kanu ging, hoch auffahren ließ. Durch den Nebel gewahrte ich meine drei Begleiter, die im Wasser standen und sich alle Mühe gaben, das Boot möglichst rasch in die Strömung zu bringen. Dann sprangen sie, ohne weiter auf mich zu achten, ins Boot und ruderten wie besessen drauf los. Vom Ufer drüben aber vernahm man Stimmen und ein großer Pfeil, der dicht neben uns ins Wasser sauste, bewies, daß die Stimmung dort alles andere als freundschaftlich war.

Was sollte dies alles bedeuten? Noch schien mir die Sache völlig rätselhaft, als mein Blick plötzlich auf einen riesigen fremden Korb fiel, der mit halbvergorenem Bananenteig gefüllt war. „So, das ist also des Pudels Kern," dachte ich, „die drei Lausbuben sind bei ihren Stammesbrüdern Chicha stehlen gegangen, und ich selbst habe deswegen die ganze Nacht auf der Lauer gelegen und mir aus Furcht vor einem Raubüberfall nicht zu schlafen getraut!" Erleichtert atmete ich auf! So schlimm, wie ich mir die Burschen gedacht, waren sie nicht; denn Chicha stehlen gilt bei den Yumbos keineswegs als Unrecht, vorausgesetzt wenigstens, daß man nicht dabei erwischt wird. Nun e i n Gutes hatte die Geschichte wenigstens: wir kamen vorwärts, und wie! Stundenlang ruderten die gestern so trägen Leute wie die Besessenen und selbst um sechs Uhr, als die Sonne aufging und die Nebel zerteilte, schien ihnen die Luft noch keineswegs genügend rein und sie fuhren trotz meines Protestes weiter, bis wir um acht Uhr endlich eine schöne Sandbank fanden, die als Frühstücksplatz geeignet schien.

Nach den unnötigen Aufregungen der vergangenen Nacht war mir eine längere Ruhe sehr erwünscht und so beschloß ich denn, an dem günstigen Platz einen halben Tag zu verbleiben. Wir zogen das Kanu aufs Ufer und schleppten die Kisten nach dem Waldrande, um die darin befindlichen arg durcheinander gekommenen Sachen neu zu ordnen. Vor allem galt es den Wäschesack zu entleeren, dessen Inhalt eine gründliche Reinigung und Durchlüftung dringend nötig hatte. Unterdessen schleppten die Yumbos eine Menge trockenen Schwemmholzes herbei, nachdem sie vorher schon der gestohlenen Chicha nach Kräften zugesprochen hatten. Alle drei waren in der fröhlichsten Stimmung, denn der kleine Getränkvorrat, den sie sich von zu Hause hatten mitnehmen können, war schon am Mittag des zweiten Tages aufgebraucht worden. An ihrem Feuer fiel mir auf, daß sie die Holzstücke alle parallel neben einander legten, während die Xingu-Indianer dieselben stets radial, d. h. wie die Speichen eines Rades anordnen.

Nach dem Frühstück beschloß ich wieder einen kleinen Jagdabstecher nach dem Walde zu unternehmen. Damit mir jedoch meine Begleiter in der Zwischenzeit nicht mit meiner Habe und dem Boote abreisten, forderte ich den größten der drei auf, mich dabei zu begleiten. Mit den Buschmessern bahnten wir uns einen Weg durch das am Ufer besonders dichte Unterholz und gelangten bald in hochstämmigen Urwald, in dem das Fortkommen verhältnismäßig leichter war. Was die Wälder dieser Gebiete vor allem auszeichnet, ist der außerordentliche Formenreichtum. Immer neue Bäume treten auf und nur selten findet man mehrere gleichartige in unmittelbarer Nähe. Im Vergleich zu den Wäldern des oberen Xingu zeigen besonders die Lianen eine viel geringere Entwicklung. Dagegen weisen diese ewig feuchten Gebiete einen großen Reichtum an Überpflanzen auf, unter

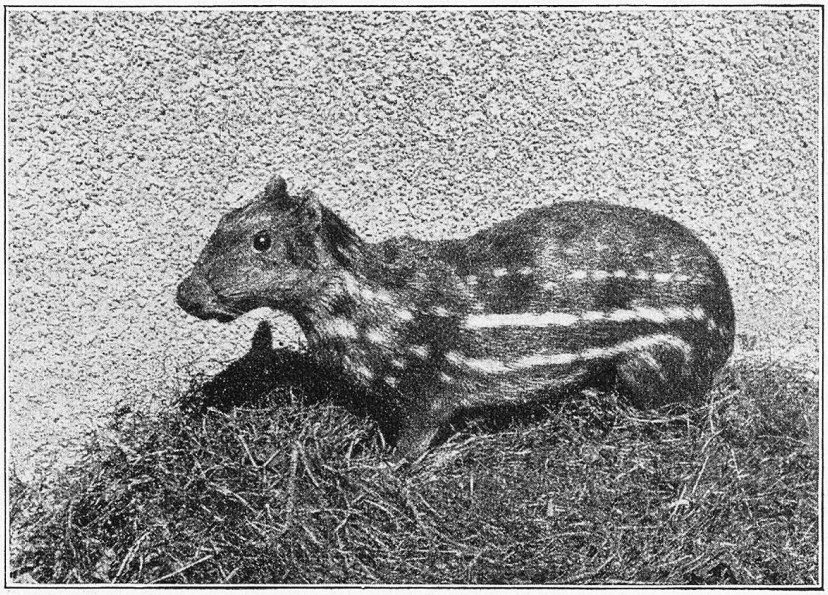
denen sich nicht selten auch Orchideen von großer Schönheit finden. Im allgemeinen aber ist der Europäer, der diese Wälder zum erstenmale betritt, außerordentlich enttäuscht über die geringe Zahl von Blumen, die man hier findet. Nicht nur tage-, sondern oft wochen- und monatelang kann man durch das nur selten von einer Lichtung unterbrochene Halbdunkel ziehen, ohne auf etwas anderes als auf faulendes Laub, vermodernde Baumstämme, stechende Dornen oder messerscharf schneidende Tiricagräser zu stoßen. Und während der Indianer gleich einem Eichhörnchen durch den bedrückenden Wirrwar der Pflanzen hindurchschlüpft, bleibt der Neuling überall hängen und wenn er schneller vorwärts zu kommen strebt, so kommt er schließlich nur mit zerfetzten Kleidern und zerschundenen Gliedern wieder aus dem Labyrinthe heraus.

Obwohl ich nun im Urwalde kein Neuling mehr war, hatte ich doch größte Mühe, dem vorauseilenden Yumbo zu folgen. Mehrmals verlor ich ihn ganz aus dem Gesichte und erreichte ihn erst wieder, als er durch einen lauten Ausruf mich auf seinen Standort aufmerksam machte. Näherkommend gewahrte ich, daß er an einem Stecken etwas Längliches, Rotes emporhielt. Erst bei genauerem Zusehen entdeckte ich, daß es eine etwa sechzig Zentimeter lange Korallenotter war, die mein Begleiter eben tot geschlagen hatte. Die Grundfärbung des Tieres war ein leuchtendes Zinnoberrot, das durch eine Menge gleichmäßig verteilter schwarzer Ringe unterbrochen war.

In Brasilien wird die Korallenotter allgemein als sehr giftig angesehen und es wird dort sogar behauptet, daß das Gift dieses Tieres das einzige sei, gegen das bis jetzt ein wirksames Serum noch nicht gefunden werden konnte. Auch dem Yumbo schien die Giftigkeit der Schlange bekannt zu sein, denn er sperrte ihr gleich den allerdings nur kleinen Rachen auf und machte mich auf die durchbohrten Zähne aufmerksam. Umso verwunderlicher ist es, wenn ein sonst so guter Beobachter wie der Prinz von Wied behaupten konnte, daß diese Prunkotter vollständig ungefährlich sei. „Der Jäger", schreibt er, „der jenen mit Pflanzen dicht überzogenen Waldboden betritt, staunt überrascht und erfreut, wenn er im Grünen die brennendroten Ringe dieser Zierde der Schlangen glänzen sieht, und bloß die Ungewißheit über die Gefährlichkeit oder Unschädlichkeit des Tieres hält ihn anfänglich ab, seine Hand nach dem schönen Gegenstande auszustrecken; wir jedoch lernten bald, daß keine Gefahr dabei war, wenn wir diese Tiere aufhoben und lebend in unseren Taschen mit umhertrugen". Der Grund für diese irrige Ansicht kann offenbar nur der sein, daß das Tier im Gegensatz zu sonstigen Giftschlangen nur wenig reizbar ist und bei der geringen Spaltung seines Maules den Menschen selbst nur schwer zu beißen vermag.

Gerne hätte ich das hübsche Exemplar, das zu den schönsten Schlangen zählte, die ich je gesehen, mit mir genommen; allein da wir keinen Alkohol zu seiner Konservierung besaßen, mußte ich wohl oder übel darauf verzichten. Im übrigen war mir auch wohlbekannt, daß sich die prachtvolle Färbung des Tieres im Spiritus sehr bald verliert, so daß die derart konservierten Tiere dem Beschauer auch nicht im entferntesten einen Begriff von der Pracht des lebenden Tieres zu geben vermögen. Da mich jedoch sein Mageninhalt interessierte, schnitt ich es auf, fand aber nichts als einige mir unbekannte halbverdaute Käfer darin.

Das Jagdglück schien uns diesmal völlig im Stiche zu lassen, denn über eine Stunde waren wir kreuz und quer durch den Wald gegangen, ohne auf irgendwelche Beute zu stoßen. Schon befürchtete ich, daß wir Schwierigkeiten haben würden, den Rückweg zum Boote wieder zu finden, als wir zu einem tiefeingeschnittenen Seitenflüßchen gelangten, wo der Indianer plötzlich stehen blieb und aufmerksam den Boden betrachtete. An ein paar Spuren im weichen Erdreich erkannte ich bald, daß er den Bau eines Pacas gefunden hatte. Die Fährte dieses Tieres ist leicht erkennbar an den vier kleinen nebeneinander liegenden Löchern, die von den Krallen herrühren. Dieser Fund freute mich außerordentlich, denn wir hatten einmal am Xingu oben ein solches Tier gefangen und sein Fleisch, das ähnlich schmeckt wie das eines jungen zarten Milchschweinchens, als ganz vorzüglich gefunden. Immerhin hatten wir damals eine ganze Meute jagdgewohnter Kampfhunde bei uns gehabt, die uns dessen Erlegung sehr erleichterten. Das Paca ist nämlich ein äußerst scheues und vorsichtiges Tier, das nicht nur die Nähe menschlicher Wohnungen gerne vermeidet, sondern auch einen Bau mit meist mehreren Notausgängen gräbt, von denen mindestens einer nach dem Wasser zu geht.



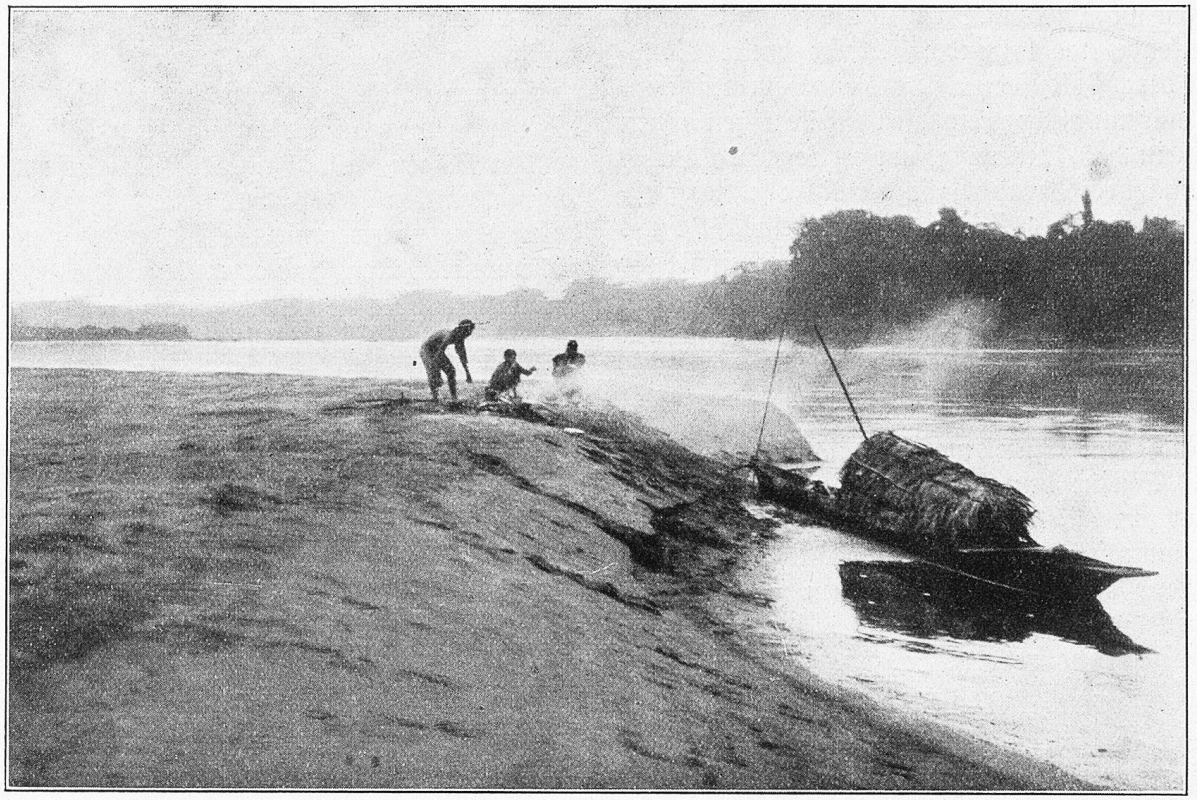
Paca, ein in Südamerika weit verbreiteter Nager.

Da das Paca ein ausgesprochen nächtliches Tier ist, das den Tag stets schlafend in seiner ein bis zwei Meter tiefen Höhle verbringt, konnten wir sicher sein, daß der Bau besetzt war. Der Indianer suchte nun sehr sorgfältig die ganze Umgebung ab und verstopfte von den drei unter Laub verborgenen Ausgängen den für die Jagd am ungünstigsten gelegenen. Rund um den nach dem Flusse mündenden dagegen häuften wir allerlei Gestrüpp an, das das Tier zwar nicht am Herauskommen, wohl aber am raschen Fortspringen hindern sollte. Dann legten wir den dritten und letzten Ausgang, soweit es ging, durch Abgraben frei, worauf der Yumbo ein stark schwelendes Feuer anzündete und den Rauch in den Bau hinein trieb. Unterdessen hatte ich mich mit dem Gewehr an dem freien Ausgang postiert und harrte gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Wohl zehn Minuten mochte der Indianer emsig gearbeitet haben, als das geängstigte Tier endlich aus dem Bau hervorschoß und sich in dem aufgehäuften Gestrüppe verfing. Allein bevor es sich davon befreien konnte, hatte ihm auch schon meine Kugel den Kopf zerschmettert. Rasch weideten wir es an Ort und Stelle aus und traten den Rückweg zum Napo an.

Im Lager angekommen, fanden wir die Zurückgebliebenen zur Abwechslung wieder einmal in arg bezechtem Zustande. Sie hatten während unserer Abwesenheit nach Kräften der gestohlenen Bananen-Chicha zugesprochen und waren in recht fröhlicher und ausgelassener Stimmung. Natürlich suchte auch der mit mir Zurückgekommene sofort, das in der Zwischenzeit Versäumte wieder nachzuholen. Sobald wir bei dem Boote waren, nahm er seine Kalebasse hervor und füllte sie zur Hälfte mit dem vergorenen rötlichen Bananenteig. Hierauf goß er Wasser nach, quirlte das Ganze mit den Händen tüchtig durch und leerte die Schale, ohne abzusetzen. Der Korb selbst war nur noch zur Hälfte mit Teig gefüllt. Den größten Teil hatten die Zurückgebliebenen nämlich in der Zwischenzeit im Boden vergraben, als Reserve für die spätere Fahrt flußaufwärts.

Da die Gegend völlig unbewohnt schien, war mir sehr daran gelegen, daß wir weiter kamen. Infolgedessen räumten wir rasch zusammen und fuhren bei guter Strömung, immer in der Nähe des Ufers bleibend, abwärts. Das Schleuderthermometer zeigte zwar nur 24°, allein infolge der großen Luftfeuchtigkeit wurde diese verhältnismäßig niedere Temperatur selbst von den Indianern als drückend empfunden. Zum Glück scheinen die Moskitos am ganzen oberen und mittleren Napo recht spärlich zu sein, so daß wir wenigstens unter dieser Plage nicht zu leiden hatten. Während der Weiterfahrt wurde der Fluß mehr und mehr breiter; das düster Drohende der Landschaft trat allmählich zurück, und die zahlreichen, in hellen Sonnenschein gebadeten Sandbänke sahen recht einladend aus.

Spät am Abend, das heißt eine Stunde vor Sonnenuntergang, erreichten wir Armenia, eine kleine aber sehr wohlhabend aussehende Siedelung weißer Kolonisten, am linken Ufer des Napo, etwa zwei Stunden oberhalb der Cocamündung. Um Proviant einzukaufen und über die Schiffahrtsverhältnisse auf dem Unterlauf des Flusses genauere Erkundigungen einzuziehen, ging ich in das nächste, beim Flusse stehende, große Herrenhaus, wo ich von einem älteren Manne, offenbar dem Besitzer der Liegenschaft, freundlich empfangen wurde. Im Verlaufe der halbstündigen, spanisch geführten Unterredung vernahm ich von diesem, daß die



Lager bei der Einmündung des Rio Coca in den Napo.

Reise bis zur Einmündung des Rio Aguarico mit guten Ruderern etwa vier bis fünf Tage dauere und daß von dort gelegentlich kleine Dampfer bis Iquitos am Amazonas fahren. Ob sich in nächster Zeit eine solche Fahrgelegenheit bieten würde, wußte der Mann freilich nicht. Dagegen meinte er, sei es wahrscheinlich, daß in der nächsten Zeit, das heißt, sobald die Wasserverhältnisse dies erlauben würden, eine Lancha von Armenia selbst zum Amazonas hinunterfahren werde. Dieser kleine Dampfer habe sich anläßlich einer Revolution im peruanischen Iquitos nach Armenia geflüchtet und solle nun seinem Eigentümer, einem Herrn Israel, chinesischem Konsul in Iquitos, zurückgesandt werden. Von Armenia abwärts sollten auch keine Steine mehr vorkommen: „ni por rimedio", nicht einmal als Heilmittel, meinte mein Wirt bekräftigend. Der Fluß habe von da weg reinen Tieflandcharakter und die Fahrt sei deshalb bei genügender Vorsicht völlig gefahrlos, dagegen sinke der Wasserstand oft plötzlich, so daß größere Schiffe oft wochenlang festgehalten würden.

Nachdem ich alle gewünschten Auskünfte erhalten hatte, fragte ich noch wegen des Proviants. Leider war wenig zu haben. Einige Eier und eine Anzahl halbreifer Bananen waren alles, was man abgeben konnte. Die freundliche Einladung, über Nacht zu bleiben, lehnte ich trotz der in Bälde eintretenden Dunkelheit ab, da ich mir vorgenommen hatte, noch bis zur Einmündung des Rio Coca weiter zu fahren.

Meinen Begleitern schien die Aussicht, bei der schwülen Hitze in einem Hause zu schlafen, ebenfalls nicht verlockend, und so setzten wir unsere Reise stromabwärts ohne weiteren Aufenthalt fort. Siedelungen waren unterwegs keine mehr zu sehen, und der Hochwald trat überall dicht an den Fluß heran. Gegen acht Uhr endlich tauchte die Mündung des breiten Rio Coca auf, und wir schlugen auf der ihr gegenüberliegenden riesigen Sandbank unser Lager auf. Die Yumbos schleppten eine Menge trockenen Schwemmholzes herbei, und bald brodelte der Kochkessel über dem lustig flackernden Feuer.

Allein so schnell, wie wir gehofft, sollte der Pacabraten nicht fertig werden. Während wir nämlich mit Kochen beschäftigt waren, stieg das Wasser des Flusses von Minute zu Minute in geradezu unheimlicher Weise, so daß es schließlich die Höhe der Sandbank erreichte und das Feuer zischend erlöschte. Bevor dies geschah, rafften wir in Eile unser bereits ausgepacktes Eßgeschirr, sowie den Kochkessel zusammen und

fuhren im Stockdunkeln über die sich mit Wasser bedeckende, wohl hundert Meter breite Sandbank dem Waldufer zu. Dort angekommen schlugen wir an einer geeigneten Stelle einen freien Platz in das Unterholz, um zu lagern. Da es an trockenem Brennholz in der Nähe fehlte, mußten wir an das Wiederanfachen eines Feuers und damit auch auf den noch lange nicht gar gekochten Pacabraten verzichten. Und während ich mich mit einigen der halbreifen Bananen begnügte, taten sich meine Begleiter an der gestohlenen Chicha gütlich.

Nach dem Essen machten sich die Indianer beim Scheine der Laterne auf dem Boden ein Lager zurecht, während ich mich vorsichtshalber im Kanu selbst niederlegte. Falls das Wasser während der Nacht weiter steigen sollte, konnte ich auf diese Weise wenigstens nicht von meiner Habe getrennt werden.

Die Nacht verlief ohne Zwischenfall, dagegen brachte der folgende Morgen wieder eine Überraschung wenig angenehmer Art. Als ich nämlich bei Tagesgrauen erwachte und mich im Boote aufrichtete, merkte ich sogleich, daß das Kanu trotz meiner Bewegung nicht im geringsten schaukelte. Neugierig kroch ich unter dem Blätterdach hervor und gewahrte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß weit und breit kein Wasser mehr vorhanden war und das Boot selbst völlig auf dem Trockenen lag. Die Lösung des Rätsels ergab sich sehr bald: Das Wasser des Flusses war während der Nacht wieder soweit gefallen, daß die riesige Sandbank weit über seinem Niveau lag. Das war eine böse Bescherung, und die Indianer, die auf meinen Ruf herbeigeeilt kamen, kratzten sich verlegen in den Haaren, als sie die Lage erkannten. Nun blieb nichts anderes übrig, als das Kanu zu entleeren und die gesamte Ausrüstung nach dem alten Lagerplatz am Rande der Sandbank zu schleppen. Dort angekommen, nahmen wir zunächst ein gemeinsames Bad, um uns für die bevorstehende weitere Anstrengung zu stärken. Diese war keineswegs gering, denn der schwere, harthölzerne Einbaum konnte nur ruckweise in dem feinen Sand und Schlamm vorwärts bewegt werden, und als wir ihn nach stundenlanger Arbeit endlich wieder im Wasser hatten, waren wir alle in Schweiß gebadet. Jetzt erst konnten wir an unser Frühstück denken. In Eile wurde ein Feuer angefacht und das bereits am Vorabend angebratene Paca fertig gekocht.

Um neun Uhr endlich stießen wir ab. Allein die Fahrt war an diesem und den beiden folgenden Tagen alles andere als angenehm. Stromschnellen gab es zwar keine mehr; dagegen verursachte uns der niedere Wasserstand endlose Scherereien. Der Fluß erreichte stellenweise eine Breite von über 400 Meter, und die eigentliche schiffbare Wasserrinne schlängelte sich fortgesetzt von einem Ufer zum andern. Da jedoch das ganze Strombett mit Ausnahme der höher gelegenen Sandbänke mit Wasser bedeckt war, hielt es schwer, den tieferen, fahrbaren Kanal immer mit Sicherheit herauszufinden. Wiederholt gerieten wir in eigentliche „Sackgassen", so daß wir wieder weit zurückfahren oder das Boot entleeren und über die seichten Stellen ziehen mußten. Als die Geschichte immer ärger wurde, watete einer der Yumbos mit einem Stock voraus, um die tieferen Stellen herauszufinden und die Richtung für das Boot mit Zeichen anzugeben.

Am Nachmittage wurde das Fahrwasser plötzlich besser, und bald darauf zeigte der Fluß eine über einen Kilometer breite, seeartige Erweiterung mit vielen Inseln. Die silberweißen Stämme der zahlreichen Imbaubas, die sie umsäumten, brachten eine wohltuende Abwechslung in das langweilige Grün der Uferwälder. Aus dem Innern der kleinen Eilande tönte Arara-Gekreisch und die widerlich schmatzenden und girrenden Laute ganzer Banden von Affen. Auf den Sandbänken selbst sah man überall die leicht erkennbaren dreiteiligen Spuren der hier sehr zahlreichen Tapire. Allmählig wurde das Flußbett wieder enger und das Fahrwasser noch schlechter als zuvor. Riesige, mehrere Meter hoch bei den Sandbänken übereinander geworfene Baumstämme waren stumme Zeugen der letzten Hochflut, und weite Uferteile, die samt den daraufstehenden Urwaldriesen in den Fluß gestürzt waren, wiesen den Wassern eine neue Bahn.

Abgesehen von den Schwierigkeiten der Fahrt, verlief auch der folgende Tag zunächst ohne Zwischenfall. Bei achtzehn Grad Morgentemperatur fuhren wir von unserem Lager weg. Während der Nacht hatten die Yumbos einige Fische gefangen, die zusammen mit einigen gerösteten Bananen eine Stunde später unser Frühstück

bildeten. In der Nähe des Kochplatzes stand ein Baum mit „Uva di montana“, großen traubenartigen Beeren mit dickem Kern, die ganz ähnlich schmecken wie die Weintrauben selbst. Trotz stundenlangen, heftigen Gewittern blieb der Wasserstand des Flusses für eine ungehinderte Weiterfahrt viel zu ziedrig, und wie am Vortage watete der größte der Yumbos meist hundert Meter voraus, um mit seinem Stocke die günstigste Fahrrinne herauszufinden.

Spät am Nachmittage erreichten wir die Einmündung des Rio Terere und ein wenig später das einsam gelegene Gehöfte eines weißen Kolonisten. Da unsere Lebensmittelvorräte bis auf einige halbreife Bananen zu Ende gegangen waren, fuhren wir an Land, in der Hoffnung, dort irgend etwas Eßbares aufzutreiben. Leider konnte uns der Besitzer der Siedelung außer einer fertigen „Comida“, bestehend aus Suppe, Dörrfleisch und Mandioka, nichts abgeben. Während der Mann hinausging, um das versprochene Essen hereinzuholen, saß ich allein in der großen Hütte und schaute auf ein verdächtiges Geräusch hin in das rauchgeschwärzte Dachgebälk hinauf. Da gewahrte ich im Halbdunkel zu meinem nicht geringen Entsetzen eine große „Giboia“ (Boa constrictor), die langsam an einem der Stützbalken gegen mich herunterkam. Vor Schrecken fiel mir der Löffel, den ich schon ergriffen hatte, wieder aus der Hand, und als in diesem Augenblicke eben der Besitzer mit dem Essen hereintrat, schrie ich ihm zu: „Señor, Señor aqui ten culebra, aqui ten Giboia.“ (hier hat's eine Schlange, hier hat's eine Giboia). Allein der Mann ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und erwiderte kaltblütig: „Regen Sie sich nur nicht unnötig auf, die tut Ihnen nichts. Das ist ja unsere Hauskatze, die fängt uns da droben die Fledermäuse.“ Und er faßte dabei das Tier, das sich ruhig greifen ließ und trug es hinaus.

Neugierig geworden, bat ich den Mann um weitere Auskunft und erfuhr von ihm, daß diese Art Riesenschlangen sich jung eingefangen sehr leicht zähmen lasse und zur Vertilgung des Ungeziefers, d. h. der Ratten und Fledermäuse, auch an anderen Orten vielfach im Hause gehalten werde. Allerdings meinte er, sei es nun höchste Zeit, die seinige wieder in den Wald hinaus laufen zu lassen, weil sie infolge ihrer Größe nunmehr lästig werde und sich schon wiederholt an dem Geflügel auf dem Hofe vergriffen hätte. Bis zu einer Länge von zwei Meter gehe das Wachstum dieser Wasserschlange nur sehr langsam, nachher aber auffallend rasch vor sich. Die größte Boa constrictor, die er je gesehen habe, sei bedeutend mehr als 10 Meter lang gewesen, doch seien schon solche von fünf bis sechs Meter ziemlich selten.

Die freundliche Einladung des Besitzers, bei ihm zu übernachten, lehnte ich trotz des strömenden Regens dankend ab, denn der Gedanke, mit einer Riesenschlange den gleichen Raum zu teilen, schien nicht nur mir, sondern auch den Yumbos alles andere als verlockend. Da das Fahrwasser und bald darauf auch das Wetter wieder besser wurde, ließen wir das Boot trotz eingebrochener Dunkelheit weiter flußabwärts treiben und schlugen erst nach Mitternacht in der Nähe einer hohen Sandbank unser gewohntes Lager auf.

Auf ein Frühstück am folgenden Morgen mußte ich wohl oder übel verzichten, denn die Indianer hatten während der Nacht ohne Gewissensbisse den Rest der Bananen verzehrt, so daß an Proviant gar nichts mehr übrig blieb. Auch die gestohlene Chicha war zu Ende gegangen. Infolgedessen befanden sich die Yumbos in der denkbar schlechtesten Laune und ließen das Boot trotz meines Protestes, ohne zu rudern, einfach treiben. Verzögert wurde die Fahrt noch durch äußerst heftige Platzregen, die uns mehrmals zwangen an Land zu fahren, um das in Menge eingedrungene Wasser aus dem Kanu zu entfernen. Auch einige Schüttelfröste, offenbar Nachwehen der am Xingu überstandenen Malaria, waren nicht dazu angetan, meine Mißstimmung über unser langsames Vorwärtskommen zu heben.

Die Gegend, die wir durchfuhren, schien nur wenig bewohnt. Wohl trafen wir von Zeit zu Zeit auf einige Indianerhütten. Allein außer einigen wenigen völkerkundlichen Gegenständen war dort gar nichts aufzutreiben. Die Bewohner selbst zeigten sich mürrisch und verschlossen und waren offenbar auf die Weißen nicht gut zu sprechen.

Endlich erreichten wir die Einmündung des Rio Yuturi und zwei Stunden später ein größeres Gehöft. Der Besitzer, ein junger Peruaner, namens Perez, empfing uns sehr freundlich. Nach der obligatorischen halbstündigen Plauderei über das Wetter, die Flußfahrt und die in Aussicht stehende Revolution in

Quito konnte ich endlich meine Bitte um Lebensmittel vorbringen. Leider war auch hier außer einer fertigen Comida aus Schildkrötenfleisch, Mandioka und Bananen nichts erhältlich. Immerhin konnten wir uns wieder satteessen, und das Schildkrötenfleisch, das im ganzen Amazonasgebiet sehr häufig gegessen wird, schmeckte ausgezeichnet.

Die Arauschildkröte, die als Fleischlieferant fast ausschließlich in Frage kommt, ist im ganzen Amazonasgebiet sehr verbreitet. Sie erreicht eine Länge von 90 und eine Breite von etwa 60 Zentimeter. Der Rückenpanzer selbst ist im Gegensatz zu dem anderer Schildkröten auffallend flach. Die Arauschildkröte wird auf verschiedene Weise gejagt. Wenn die Wasser zu fallen beginnen, wandern die Tiere in großer Zahl flußaufwärts, um auf den Sandbänken des Oberlaufes ihre Eier zu legen. Dies ist die Hauptzeit der Jagd. Da zieht der Indianer mit seinem leichten Boote zum Fange aus. Ausgerüstet mit der „Sararaca", einem besonders beschaffenen harpunenähnlichen Pfeil, steht er mit gespannter Aufmerksamkeit an der Spitze des Kanus, um die Tiere ausfindig zu machen, die zum Luftschnappen den Kopf über die Oberfläche strecken. Da dieser überaus klein ist, braucht es dazu ein sehr geübtes Auge. Nach der Stellung des Kopfes kann der Jäger die Lage des noch unter Wasser befindlichen Körpers ziemlich genau bestimmen.

Ist die Schildkröte weniger als fünfzehn bis zwanzig Meter entfernt, so wird die Sararaca von Hand geschleudert, im andern Falle dagegen benützt man den großen und schweren Bogen. Die Wurfbahn selbst hat stets die Form einer Parabel, d. h. der Pfeil fliegt so, daß er von oben senkrecht auf das Tier herunterkommt und sich so in dessen flachen Panzer einbohrt. Um den Schaft des Pfeiles, der sich nach dem Auftreffen von der eisernen Spitze loslöst, ist eine Schnur gewickelt. Sobald die Schildkröte sich getroffen fühlt, taucht sie natürlich unter. Allein der auf dem Wasser schwimmende, mit dem Tiere durch eine Schnur verbundene Schaft verrät dem Jäger seine Lage genau: In größter Eile rudert dieser nun herbei, um das angeschossene Tier an die Oberfläche heraufzuziehen. Dies ist keine leichte Arbeit, da die Schildkröte natürlich verzweifelte Anstrengungen unternimmt, um wieder los zu kommen.

Sobald die Beute endlich in der Nähe des Bootes ist, wird ihr eine zweite Harpune, an der sich eine viel stärkere Schnur befindet, in den Rückenpanzer eingebohrt, so daß das Tier nun nicht mehr entrinnen kann. Sobald dies geschehen ist, werden ihm mit einer biegsamen Liane die Hinterfüße zusammengebunden, und hierauf legt es der Jäger, damit es sich nicht mehr umdrehen kann, mit dem Rücken nach unten in das Boot. Soll die Jagd weiter gehen und ist das Kanu selbst zu leicht, um eine Mehrzahl der Tiere fassen zu können, so fährt der Jäger zu der nächsten Sandbank, wo er die Beute in der gleichen Stellung liegen läßt, bis er Zeit findet, sie wieder abzuholen. In der Regel werden die Tiere nicht sofort getötet, sondern man läßt sie solange am Leben, bis sie in die Küche kommen. Infolgedessen findet man auf den meisten Dampfern des Amazonas und seiner Nebenflüsse stets eine Anzahl solch lebender Schildkröten, die gewissermaßen eine Art Dauerproviant darstellen.

(Schluß folgt.)

Bergsee ....

Du dunkles Vergißmeinnicht,
Umkreist von wunschlosen Seelen und fernem Dröhnen;
Quellen umrieseln dich, goldnes Licht
Des Alpenmittags, des stolzen, schönen.
Du aber denkst dich selbst, siehst allerwärts
Wolken, Gletscher, Krachen und Sand.
Und ein Strauß glüher Alpenrosen am Rand
Flammt in dein Blau wie ein feuriges Herz.

Max Geilinger.